



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

*: Lyrische Dichtungen und Dichter.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Zum Schlusse möge noch der Inschriften gedacht sein, über die Schulzes Werk ebenfalls einen Abschnitt hat. Auch diese zeigen eine starke Einwirkung nicht nur des antiken Inschriftenformulars, sondern auch antike Vorstellungen, wie der Verfasser im einzelnen zeigt. Die altchristlichen Inschriften haben das D·M (Dis Manibus), die echt antike Tröstung *Nemo immortalis*, die ebenfalls heidnische Bezeichnung des Grabes als *domus aeterna* oder *perpetua sedes*, selbst vom Tartarus, vom Styx und vom Elysiun wird bisweilen gesprochen — kurz, man merkt überall den durchdringenden Einfluß der antiken Sitte und Anschauung, aus der sich erst im fünften Jahrhundert die christlichen Inschriften herausarbeiten, ohne jedoch je ganz davon frei zu werden. Der Beweis, „daß die Kluft zwischen den antiken und den altchristlichen Inschriften nicht so groß ist, wie angenommen wird,“ kontrastirt freilich sehr mit den üblichen Auslassungen über dieses Verhältnis. Aber es entspricht durchaus den tatsächlichen Verhältnissen, wenn der Verfasser hinzufügt: „Es ist keine gerechte Beurteilung, nach den schroffen Ausdrücken, welche einzelne antike Epitaphien bieten, den Geist des griechisch-römischen Inschriftentums zu bemessen, das an manchen Punkten eine Innigkeit des Gefühles und eine reine Menschlichkeit offenbart, welche die altchristlichen Inschriften, mit wenigen Ausnahmen, vermissen lassen.“

So bietet denn Schulzes Buch des Neuen und Interessanten viel. Man ersieht aus demselben schon jetzt klar, welchen bedeutenden Einfluß die Katafombenfunde, wenn erst das massenhafte Material vollständig durchgearbeitet sein wird, auf unsre Anschauungen über die Entwicklung des religiösen Bewußtseins und die Kulturzustände der ersten Christen noch ausüben werden. Namentlich aus den Inschriften ist noch eine bedeutende dogmengeschichtliche Ausbeute zu erwarten.



Lyrische Dichtungen und Dichter.



ltherkömmlich tritt jedes Jahr um die Weihnachtszeit in der herrschenden Rezensirtemperatur gegenüber der deutschen Lyrik und lyrischen Epik eine bemerkenswerte Erhöhung ein. Für einige Wochen dürfen die verpönten Kinder der Musen sich ihres Lebens erfreuen, eine Reihe seit einem Jahre staubig gewordener Redensarten von quellender Frische der Empfindung, natürlichem Fluß des Verses, feinstem „Schliff der Form“ werden in Zeitungen und Wochenschriften hervorgeholt, wo sonst das frei variierte Goethische „Schlagt ihn tot den Hund, es ist

ein — Poet“ in vollster Geltung steht. Da werden auf einmal Groß und Klein, wie sie der Hirt zum Thore hinaustreibt, oder vielmehr, wie sie der Buchbinder in Leinwand mit Goldpressung bindet, in gleichem Tone gelobt und einige Dutzend Dichter entweder neu in Szene gesetzt oder in der Art empfohlen, wie man um Weihnachten in haushälterischen Familien verstaubtes Kinderspielzeug frisch aufzuputzen und aufzustutzen pflegt. Mit wunderbarer Naivität wird angenommen, daß diese Weihnachtsbescheerung in Dichtern durchaus keine Konsequenzen nach sich ziehe. Schon im Januar gilt es wieder, daß die Zeit der Poesie vorüber sei, und die erbärmlichste Kriminal- und Sensationsnovelle, das schnoddrigste und wichtigste Feuilleton haben für die Literatur der Gegenwart angeblich mehr zu bedeuten wie das reifste und reinste Gedicht, die beste Sammlung „lyrischer Ergüsse,“ wie der geschmackvolle Ausdruck zu lauten pflegt.

Die Verweisung der Lyrik auf den Weihnachtsbüchertisch ist uns schon längst als eine Unwürdigkeit erschienen und befördert eine schlimme Gewohnheit des Publikums. Wenn es nur zu festlicher Veranlassung üblich ist, sich um Poeten zu kümmern, so kümmert man sich eben niemals um sie, wahl- und unterschiedslos greift man entweder nach den Günstlingen der Mode und dem einen Dichter, den die Sortimentbuchhandlungen in beliebter Gedankenlosigkeit jedermann in die Hand drücken, oder man läßt sich durch die erste beste Reklame der eben gelesenen Weihnachtsbücherschau für den ersten besten bestimmen. Uns dünkt es, daß die bessern Dichter der Gegenwart so gut ein Recht auf Beachtung und selbständige Besprechung haben als andre literarische Erscheinungen, und daß wir deshalb auch nach und außer der Festzeit die Blicke und die Teilnahme unsrer Leser auf einige poetische Erscheinungen des eben abgelaufenen Jahres lenken dürfen.

Die gehaltreichste, in ihrer Weise erfreulichste poetische Gabe, die uns seit längerer Zeit vor Augen gekommen ist, die kleine epische Dichtung Bruder Rausch, ein Klostermärchen von Wilhelm Herz (Stuttgart, Gebr. Kröner), sei, wie billig, hier zuerst genannt. Es ist eine vortrefflich erzählte, leicht mittelalterlich gefärbte Klostersage, welche durch die Anmut des Vortrags und die warme Lebendigkeit aller Einzelheiten noch mehr anspricht als durch den Stoff. Irrren wir nicht, so ist diese Sage vom „Bruder Rausch“ zuerst durch Oskar Schade mitgeteilt worden, doch gehört die reizende Gestaltung, die leise ironische Schlußwendung durchaus dem modernen Dichter an. Die leichtflüssigen Verse, die wie in lebendiger mündlicher Rede hervorquellen, scheinen nie Selbstzweck zu sein und nur der kurz und feil vorgetragenen Erzählung zu dienen, sie schließen gleichwohl gereifte Kunst und eine Fülle sprachlicher Reize in sich. Im Kolorit gemahnt die Erzählung an gute Bilder einer ältern Schule, es sind kräftige, lichtvolle, nicht blendende Farben, welche die schildernden Teile des Gedichts auszeichnen, und der Dichter vergißt keinen Augenblick, daß alle Beschreibung in der Poesie gleichzeitig Stimmung wecken und die Handlung fördern

muß. Die Abenteuer des „Bruder Rausch“ treten anspruchlos genug vor das deutsche Publikum, aber sie bergen einen Anspruch in sich, den liebenswürdigsten und erquicklichsten Schöpfungen des letzten Jahrzehnts beigezählt zu werden.

Minder unbedingt läßt sich ein größeres erzählendes Gedicht Die Historia von Herrn Hartwig und der treuen Else von Johann von Wildenradt (Hamburg, Otto Meißner) rühmen, welches nach Ausdehnung und Anlage schon ein Epos genannt werden könnte. Den historischen Hintergrund zur Erfindung des Dichters bildet der letzte siegreiche Kampf der Dithmarschen um ihre uralte Bauernfreiheit, die vielgefeierte und vielbesungene Schlacht von Hemmingsted. Der Stoff verträgt eine öftere Behandlung, und es kommt nur darauf an, wie der Dichter die historischen Ereignisse mit seiner Erzählung und seinen Gestalten verflucht. Das Wildenradtsche Gedicht zeugt sicher von Talent, einzelne Situationen treten mit plastischer Kraft hervor, andre sind durch stimmungsvolle Schilderung ausgezeichnet, und unter den eingeflochtenen lyrischen Dichtungen entfeimen wenigstens einzelne einem tiefem Empfinden. Im ganzen aber ist der Roman, welcher die Schlußhandlung des Gedichts, den Kampf und Sieg bei Hemmingsted, einleitet, viel zu breit ausgesponnen. Die ganze Historie von Herrn Hartwig und der treuen Else würde gedrängter, knapper und einfacher gehalten eine tiefere Wirkung hervorbringen. Die Rolle, welche Herrn Hartwig in Leben und Tod zugewiesen ist, erscheint dem Leser doch als eine gar zu leidende; die Übergänge im ganzen Gedicht erscheinen gegenüber der Detailirung, namentlich der Einleitung, oft genug jäh und unvermittelt. Dazu ist das Versmaß, die durch Scheffels „Trompeter von Säckingen“ vielbeliebt gewordnen reimlosen vierfüßigen Trochäen, dem gewählten Stoffe keineswegs verwandt, zerstört an vielen Stellen die Illusion und wirkt für die Schlachtdarstellung im letzten Teile des Gedichts besonders ungünstig. Eine bemerkenswerte Ungleichheit der sprachlichen Gesamthaltung des Gedichts, in der sich frischer Schwung, stimmungsvolle Würde und dann wieder eine gewisse Alltäglichkeit und Platttheit begegnen, erweckt den Eindruck, als ob der Verfasser gut thun würde, seine Kraft zunächst einmal in kleinerem Rahmen zu erproben. Vor allem aber möge er sich hüten, in einem so ernst gemeinten, im großen und ganzen völlig realistisch gehaltenen Gedicht plötzlich eine Göttermaschinerie eigner Erfindung einzufügen — dergleichen stört den Anteil, den er mit seiner Anlage erweckt, empfindlich und verstärkt den Eindruck der Ungleichheit, welchen die poetische „Historie“ hinterläßt.

Eine poetische Gabe voll bedeutenden selbständigen Inhalts sind ohne Frage die Gedichte von Conrad Ferdinand Meyer (Leipzig, H. Häffel). Der Dichter des „Georg Jenatsch“ und der farbenreichen Novelle „Der Heilige“ verleugnet auch in seinen lyrischen Produktionen seine Eigentümlichkeit nicht. Die Gedichte C. F. Meyers haben nur selten einen musikalischen Gang, es sind

meist Bilder, welche in einem besondern Lichte erglänzen. Niemals trivial, aber manchmal gesucht, ja gequält, in ihrer Stimmung meist elegisch, selten heiter und hoffnungsvoll, wenden sich diese Erinnerungen und Träume, diese Bilder und Balladen an jenen kleinen Leserkreis, welcher Teilnahme für eine Subjektivität hat, deren Empfinden, Schauen und Gestalten beinahe nirgend mit dem Empfinden und Schauen anderer zusammentrifft. Wie bei der Mehrzahl der neuesten Poeten findet sich auch bei C. F. Meyer ein starker Beisatz von Reflexion, und selbst die kräftigen erzählenden Dichtungen scheinen zum Teil aus einem schmerzlich grüblerischen Sinnen des Dichters erwachsen zu sein. Wen die düstern Grundstimmungen des Verfassers nicht schrecken, dem bietet die Sammlung vorzügliches. Gedichte wie „Lenzfahrt,“ „Der Marmorknabe,“ „Das tote Kind,“ „Setz rede du!“ „Das Glöcklein,“ „Einer Toten,“ „Am Himmelsthor,“ unter den erzählenden „Der Gesang der Parze,“ „Das Geisterroß,“ „Mit zwei Worten,“ „Die Reherin,“ „Papst Julius,“ „Miltons Rache“ verdienen mit unsrer Sprache fortzuleben und verbürgen, daß in dem Dichter ein eigener Sinn und eine kräftige Phantasie wirksam sind. Der poetische Ausdruck dieser Eigenschaften ist hier und da schwerflüssig, doch dafür von jeder nachgestammelten Phrase und von Wiederholungen frei. Immerhin aber giebt das Überwiegen eines tiefen und schweren Ernstes bei unsern besten Dichtern zu denken; wie würde sich eine Dichtung ausnehmen, in der kein anderer Geist lebte als der, dessen Wehen wir in C. F. Meyers Gedichten empfinden!

Der landesüblichen Weise der Lyrik näher steht ein Dichter, dem wir zum erstenmale begegnen. Die Gedichte von Friedrich Stork (Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung) sind von Plattheiten der Erfindung und abgegriffenen Phrasen nicht frei, die Lässigkeiten des Ausdruckes und, was schlimmer ist, die Geschmacklosigkeiten im Ton ganzer Gedichte können erkältend wirken. Doch wäre es ungerecht, ein gewisses Talent, ein poetisches Naturell voll Frische und Beweglichkeit in den bessern Gedichten des Bandes zu verkennen. Namentlich die Lieder, welche an ältere geistliche Weisen anklängen, wie „Vertraue!“ und das Frühlingslied „Wach auf,“ einzelne der Liebeslieder und Waldlieder sind zwar nicht „neu,“ aber warm empfunden und frisch gesungen. In vielen andern und namentlich in den zahlreichen Glossen verrät sich, daß die Gedichte Storks zu einem guten Teil Nachklänge von poetischen Tönen anderer sind, und daß oft genug die bloße Freude am Rhythmus und Reim vormaltet. Auch dagegen soll nichts erinnert werden, als daß der Dichter damit die Verpflichtung übernimmt, seine Form sorgfältig zu pflegen und sich vor jeder Trivialität zu wahren. Daß Stork dieser einfachen Verpflichtung häufig nicht nachkommt, muß er sich selbst sagen, einzelne ernst gemeinte Gedichte gewinnen bei ihm geradezu das Ansehen der Parodie. Wenn er Goethe anspricht:

Und doch dich preisend greif' ich in die Saiten,
Du Dichter ersten Ranges aller Zeiten!

Poet, dem in der MUSEN heiligem Tempel
 Das Haupt der Kranz des höchsten Ruhmes schmückt;
 Deß Werk, ein hohes, herrliches Exempel
 In Ewigkeit wird strahlen unverrückt u. s. w.

so sind wir in der That an Biedermeyer und Genossen gemahnt.

Selbständiger in der Empfindung, durchgebildet in der Form, zu poetischen Individualitäten gereift, treten zwei Lyriker vor uns, deren Namen sich schon guten Klanges erfreuen: Heinrich Zeise und Ernst Scherenberg. Die Dichtungen des ältern von ihnen aus meiner Liedermappe von Heinrich Zeise (Hannover, Arnold Weichelt) erscheinen als zweite vermehrte Auflage und mögen zum größern Teil in frühere Tage zurückreichen. Sie bewähren, daß der Dichter von seiner Muse durch das Leben begleitet worden ist, die meisten seiner neueren Liedweisen quellen so frisch, warm und ungekünstelt hervor wie die besten der älteren Gedichte Zeises. Man kann kaum sagen, daß in dieser Sammlung von Liedern und Gelegenheitsgedichten im besten Sinne einzelne besonders hervorragen. Die Eigenart des Dichters bringt es mit sich, daß er auch seine innersten Empfindungen, seine eigensten Erlebnisse in eine lyrische Form kleidet, welche zur Allgemeinheit spricht. Burns, Beranger, die mit Unrecht vergessenen deutschen geselligen Lyriker vom Ende des vorigen Jahrhunderts haben ihn hierin beeinflusst. Und man kann nicht leugnen, daß Zeises Wald- und Wanderlieder, seine kernhaften Trostsprüche im Wechsel des Lebens, seine genussfrohen Trinklieder und zahlreichen Liebesgesänge auf jeden Leser kräftig und unmittelbar wirken. Es ist Mark und Gesundheit, Gefühl für alle Schönheit des Lebens, männlicher Ernst und ein feiner, an der Natur genährter Sinn in ihnen, die Verse des Lyrikers meist tadellos und oft einschmeichelnd und voll Wohlklanges. Gleichwohl macht sich ein gewisses Gefühl der Ermüdung beim Lesen so zahlreicher fast gleichartiger und völlig gleichwertiger Gedichte geltend. Zeise sinkt unter die Durchschnittslinie des Empfindungsgehalts und Ausdrucks seiner Lieder selten herab, aber er erhebt sich beinahe nie über dieselbe. Keine Weise, die uns ins tiefste Herz hineinklänge, kein Bild, das immer wieder vor uns stünde, kein Gedicht, das sich der Erinnerung unvergeßlich einprägte! Daran mag auch der Zufall seinen Anteil haben — immerhin aber würde es uns nicht leicht fallen, sollten wir aus den guten Gedichten dieser Liedermappe ein Duzend der vortrefflichsten herausheben.

Zeigt sich Zeise im ganzen als eine lebensfrohe und harmlose Dichternatur (nur durch die letzten Gedichte seines Bandes geht ein Hauch des Schmerzes und einer herben Resignation), so stellt sich Ernst Scherenberg auch in seinen Neuen Gedichten (Leipzig, Ernst Keil) vorwiegend elegisch, jedenfalls tief ernst gestimmt dar. Der Grundton des ersten Gedichts:

Gern vergäß ich, was ich litt,
 Neuem Leuzesgruß zu lauschen —

Doch mit jedem Wanderschritt
Weck' ich welker Blätter Krauschen

klingt durch die kleine Reihe der zugleich formschönen und schlichten Gedichte des kleinen Bandes wenigstens durch die besten, „Stimmungen“ und „Vermischte Gedichte“ überschrieben, hindurch. Wir müssen aber diese Abschnitte höher halten als die „Zeitgedichte“ desselben Dichters. Obschon wahrlich eine schwungvoll kräftige Mahnung wie die „Am zehnjährigen Gedenktage des Frankfurter Friedens“ als gutes Wort an guter Statt geehrt werden muß, so tritt doch in verschiedenen andern Zeitgedichten jenes rhetorische Element hervor, welches sich nur selten in echte Poesie wandeln läßt. Aus tieffter Seele erklingen dagegen Gedichte wie „Schließe, schließe die Augen,“ „Müßengruß,“ „Vorwärts,“ „Der Arbeit Segen,“ „An Karl von Holtei.“

Eine ziemlich gereifte Begabung für poetische Erzählung und Schilderung spricht aus den Dichtungen des Prinzen Emil zu Schönau-Carolath (Stuttgart, G. J. Bösch), erfreulich wirkt sie selten. Der erlauchte Dichter scheint bei Byron, Alfred de Musset und den französischen Romantikern überhaupt in die Schule gegangen. Er wirkt mit grellen Gegensätzen, wie sie das größte und bedeutendste Gedicht des kleinen Bandes, „Angelina,“ aufweist. Die Prachtmomente des ersten Teiles werden durch den grell häßlichen Schluß stark beeinträchtigt. Auch „Die Sphinx,“ „Der schwarze Hans“ und die lyrischen Gedichte sind vom Geiste jenes herben, hoffnungsarmen Pessimismus erfüllt, dem aller Genuß und alle Schönheit der Welt nur den Stachel schärft. Es ist Leben, Blut, Kolorit, feines Schönheitsgefühl in diesen „Dichtungen,“ und für das, was uns darin abtödt, wäre es wohl unrecht, den einzelnen Dichter verantwortlich zu machen. Es ist eine Zeitkrankheit, die hunderte ergreift und dahinrafft und sich lieber die ernststen, tiefergestimmten, reicheren Naturen als die leichten, selbstzufriedenen zu Opfern wählt. Wenige sind stark genug, die Krankheit zu überwinden, ja neue Kraft in der Genesung noch zu gewinnen, doch werden nur diese wenigen die Dichter der Zukunft sein.

*

